

versprochen. Nicht die Bühnenauftritte der Schauspieler stehen im *Theater-Roman* im Mittelpunkt des Interesses, sondern deren Selbstinszenierungen außerhalb der Bühnenwelt. Mit dem *Theater-Roman* liefert Lewald „a comprehensive ‚natural history‘, classifying and analysing many species of German theatre“ (188). Dabei gilt die klare, ironische Beobachtung der sozialen Welt jenseits der Bühne und der Theatralität als allgegenwärtige Erscheinung der Vormärzgesellschaft, die in der Zeitkrankheit der Langeweile wurzelt. Butlers Interpretation profitiert von der Anwendung des von Erika Fischer-Lichte vorgeschlagenen neutralen Begriffs der Theatralität, da diese den Wert des *Theater-Romans* als subtiler und vielseitiger Kommentar zur gesellschaftlichen Performativität aufzeigt, ohne dass die eindeutig negative Bilanz des Romans diesen Wert vermindert.

Andrew Cusack (St Andrews)

„Ein Leben auf dem Papier.“ Fanny Lewald und Adolf Stahr. Der Briefwechsel 1846 bis 1852. Band 3: 1850-1852. Herausgegeben und kommentiert von Gabriele Schneider und Renate Sternagel. Transkription Renate Sternagel und Gabriele Schneider (= Vormärz-Archiv, Band 5). Bielefeld: Aisthesis, 2017.

„Am Ende wird alles gut, für die beiden Briefschreibenden – und auch für die beiden Herausgeberinnen, die annähernd so lange gemeinsam an der Edition der Briefe gearbeitet haben wie die Autoren an der Abfassung derselben“ (S. 848), so resümieren Gabriele Schneider und Renate Sternagel am Schluss ihres „Nachwortes“ des vorliegenden 3. und letzten, in jedem Sinne schwergewichtigen Bandes mit seinen 902 Seiten ebenso treffend wie persönlich ihr beachtliches Unternehmen. Nach 668 und 845 Seiten bringen die Bände zusammen 2.415 Seiten auf die Waagschale des „epistolarischen Verkehrs“, wie Stahr selber das ersatzweise schriftliche Beziehungsduett – mitsamt den in der Regel liebevollen Bekundungen in noch so dramatischen Phasen oder mit gelegentlich sogar, dem schwer zu ertragenden Schwebestand denn doch geschuldeten, hilflosen Phrasen – am 27. Mai 1852 charakterisierte. Bei dieser Gelegenheit lässt er in zweifellos richtiger Selbsterkenntnis nicht unerwähnt, dass „Briefe schreiben, u ich habe es Dir oft gesagt“, sogar die für die Freundin bestimmten, für ihn „schwere Arbeit“ bedeute, wohingegen Lewalds „Leichtigkeit“ ihm „von jeher beneidenswert“ erschienen sei (S. 808).

Die Leistung, den Faden partout nicht abreißen zu lassen, sondern an ein opulentes Ende zu führen, ist natürlich vor allem für Lewald und Stahr, doch

auch für die Herausgeberinnen bemerkenswert. Letztere haben wahrlich durch ihren unverdrossen verlässlichen Einsatz angesichts von 837 Briefen des trotz aller Widrigkeiten durch ‚papierene‘ Botschaften literarisch-persönlich zusammengeschweißten, schließlich dann geradezu sprichwörtlichen Schriftsteller-Paares aus dem 19. Jahrhundert die vorliegenden 717 Briefe umsichtig, kenntnisreich und durch oft genug notwendig werdende detektivische Transkriptionen (vgl. z. B. die Abb. S. 858 u. 863) zusammengestellt. Auch dabei musste noch kundig gekürzt werden. Durch erleichternde Regesten und sonstige Hinweise wurde jedenfalls das einmal begonnene Unterfangen in einem überschaubaren Zeitraum erfolgreich zu Ende geführt.

Nummehr ist endlich eine geradezu kritisch-komplizierte vormärzliche ‚Nahtstelle‘ aufgedrösel und sinnvoll erschlossen worden. Auch dem Verlag ist für seinen Einsatz zu danken, zu dessen Programm ein solcher Briefwechsel obendrein ausgesprochen passt. Die ungemein erleichterte Nutzung „einer Quelle für das Forschungsgebiet Liebesbriefkultur“ ist damit möglich geworden, was allerdings in unserem speziellen Fall eingestandenermaßen „über das allgemein-menschliche, anrührende Thema Liebe hinaus“ ihre waltende Motivation genauso oder mehr noch durch „etwas anderes“ fand: Es ist nämlich obendrein ein „großer zeitgeschichtlicher Quellenwert“ der Briefe (S. 845) ausschlaggebend, die zwar einerseits eine imponierende Folie für das historisch unverwechselbare Privatleben der beiden handelnden Personen bilden, andererseits jedoch gleichzeitig einen unverzichtbaren Anschauungsunterricht für die Teilnahme von zwei gleichberechtigten, endlich den angestrebten Ehehafen erreichenden Partnern am politisch-öffentlichen Leben darbieten.

Selten genug liegt ein solches Zwiegespräch in derart ungeschützter Kompaktheit und für eine ungemein krisengeschüttelte Zeit vor, so dass sich die gründliche Lektüre und einlässliche Besprechung allemal lohnt.² Immerhin benutzt Lewald, die sich ihrer Überzeugung wie Erfahrung nach auf das in ihrem Sprachgebrauch als weltgeschichtliche „Strömung“ in Richtung auf den „Sozialismus“ bezeichnete „große Ziel“ (S. 76) ausrichtet, auch später noch ausdrücklich das Wort „sozialistisch“ (S. 304), und zwar in dem Sinne, wie die Herausgeberinnen zurecht anmerken, „von gemeinschaftlich oder genossenschaftlich“, indem sie sich „an den Frühsozialisten“ orientiert (ebd.,

2 Vgl. meine Rezensionen der beiden 2014 und 2015 vorausgegangenen Bände: Forum Vormärz Forschung Jahrbuch 2014, S. 301-305 und Forum Vormärz Forschung Jahrbuch 2016, S. 399-405.

Anm. 106). Aber nicht nur im politischen Bewusstsein, auch in vielen anderen Spielarten der Emanzipation haben es beide Beteiligten weit gebracht, Stahr einmal gar bis zu radikalen Gedanken über die zur globalen Überbevölkerung führende „Menschenproduktion“ (S. 462). Äußerst bewusst nehmen sie am Schicksal der ihnen teilweise nahestehenden politischen Flüchtlinge Teil sowie an den Auswanderern insgesamt. Früher bereits hatte Stahr die in Bremerhaven liegenden „A u s w a n d e r e r s c h i f f e !“³ beschrieben, wobei letztere in der Tat, wie es im „Nachwort“ steht, „metaphorische Bedeutung“ erhalten (S. 848).

Den Herausgeberinnen gelingt also für sich selbst wie durch die Briefauswahl bzw. deren Straffungen für und in dem Zeitraum von etwas mehr als einem Lustrum, wie die gelehrte Welt vordem ein halbes Jahrzehnt benannte, einen exemplarischen Liebesbriefwechsel mit Sinn und Verstand zu heben. Denn es wird ein Zwiegespräch vor allem oder doch fast nur auf dem „Papier“ dokumentiert, dem „treusten Freund“ und „Rettungsanker“, wie Lewald das jeweils notwendige „dünne“ Transportmittel für die Briefe nennt (S. 152), was hiermit allseits endlich an sein gütliches Ende gelangt ist. Geradezu zwingend, dass der allerletzte Dank für entsagungsreiche Jahre einer unaufhaltsamen gelehrten Beschäftigung mit diesem inhaltsreichen Nachlass schließlich den jeweiligen namensgleichen Ehepartnern gilt, ohne deren Sinn für eine solche Kärnerarbeit das Gesamtprojekt nicht hätte geleistet werden können (S. 848). Wissenschaft vollzieht sich, was bei anderen Gelegenheiten selten genug zur Sprache kommt, eben nicht im luftleeren Raum. Auch das ist dieser Briefedition durch die sympathische Tonlage sämtlicher Erläuterungen, Regesten, Darstellungen und Editionsmerkungen bzw. durch den Anhang mit drei aufschlussreichen Textzugaben, mit Abbildungen, Briefliste, Auswahlbiographie und den zwei Registern für Personen und Werke zu entnehmen.

Überhaupt sind es die für Lewald und Stahr als notwendige Pflicht und Aufgabe verstandene Kunst ebenso wie der dazu aufzuwendende Wille, so viele Briefe wie möglich zu schreiben und damit ein andauerndes, durchaus nicht immer einfaches Gespräch über alltägliche wie subtile oder ewige Dinge zu führen. Diese Kunst und dieser unbedingte Wille nach Wahrhaftigkeit wie Unauflöslichkeit des einmal begonnenen Verhältnisses spielen hier bei den zwei sich als Idealpaar empfindenden und entfaltenden Schriftstellerkollegen die absolute Hauptrolle. Die teilweise wenig spektakulären,

3 Vgl. Stahrs Brief 190, Bd. 2, S. 639.

immer wieder aber auch fulminanten Briefe sind als adäquate Kommunikationsmöglichkeit und Gesprächsersatz, als intimes Tagebuch, als hilfreiche Arbeitskontrolle, als Arsenal für eine zukünftige literarische Arbeit, als Überwindung von Zeit, Raum und Herkunft, als Begründung einer neuen, kreativen Lebensmöglichkeit sowie zugleich als notwendige und vor allem unbezwingliche neue Klammer von Vertrautheit wie Nähe zu begreifen. Wohl wahr, wenn die Herausgeberinnen anlässlich einer Eloge gerade von Seiten Stahrs auf „eine Liebe wie die unsere“, die „zu den „seltensten Blüten gehört, welche die moderne Zeit“ aufzuweisen habe (S. 524), in ihrer Anmerkung sachlich konstatieren, dass das „Hochstilisierte“ sicherlich auch „ein Grund“ gewesen sei, „an dieser Liebe trotz aller Widrigkeiten und Zweifel“ festzuhalten, zumal sich „hier erneut ein Hinweis auf eine redaktionelle Bearbeitung und geplante Veröffentlichung der Briefe“ finde (ebd., Anm. 267).

Denn nach Stahrs Auffassung wird das einmal ins Auge gefasste „Ideal der erhabensten Freundschaft“ von „Pathos“ und „Leidenschaft“ gemäß der Lehre Winkelmanns bei ihnen beiden mit der „Naturgemäßheit der geschlechtlichen Erfüllung“ harmonisch vereinigt: „weil in Dir neben dem weiblichen ein männliches, in mir neben dem männlichen ein weibliches Element ist“. Kein Wunder, dass für Stahr dieser exemplarische Charakter ihrer das ungeteilt Humane verkörpernden Liebe auch einer eigenen „Poesie“ zu deren Schilderung bedürfe, die „noch gefunden werden“ solle: „und vielleicht würde nur die reine Realität eines Auszugs aus unserem Briefwechsel mit dazwischen gestreuter Erzählung unseres Zusammenlebens in Rom, Berlin, Hamburg, Helgoland, Paris, Bonn das richtige Bild zu geben im Stand sein“. Kein ihm bekannter Mensch, „auch Goethe nicht“, habe „solch ein Liebesleben gelebt, so voll höchster Erfüllung, so eins in allem höchsten Denken und seinen Resultaten, die für kommende Jahrhunderte noch ein Evangelium sein mögen, denn in der Gegenwart stehen wir einsam u n t e r M i l l i o n e n.“ (S. 524) Höher hinauf geht es nimmer. Deshalb kein Wunder, dass ihr eingeschlagener Weg oft genug mit Klauen und Zähnen verteidigt werden und unter Absehen sämtlicher Qualen wie Missverständnisse an das verklärte Ziel gelangen muss. Wer den Briefwechsel verfolgt, leidet oft genug mit, wird für die Positionen beider Empathie aufbringen und wird verstehen, warum so mannigfaltige Streichungen in den Briefen zu finden sind, einige Blätter unverkennbar Lewalds Tränenspuren aufweisen und bei Stahrs krankhaften Erregungszuständen seine „zunehmend krakeliger“ werdende Schrift (vgl. S. 804, Anm. 132) immer auch als Dokumente dieses schmerzhaften Prozesses gewertet werden müssen.

Die Darbietung des Briefwechsels aus den zweieinhalb letzten, mit zum Teil langen Trennungen verbrachten Jahren von 1850-1852 geschieht pro Jahr in jeweils sinnvoller Gliederung. Dabei kommen den Briefen von 1850 ganze fünf, denen von 1851 immerhin noch drei und denen des halben Jahres bis Ende Juni 1852 nur zwei Kapitel zugute. Stets machen die, wie in den vorausgegangenen zwei Bänden, dreifach gestaffelten Überschriften samt den Einführungen Sinn. Der reinen Zeitangabe folgt die Ortsangabe der Korrespondenten, danach steht die auf den Inhalt bezogene Formulierung, die ebenso psychologische Einsichten wie bloße Fakten zu liefern und miteinander zu verknüpfen weiß. So entstehen wie von selbst zwei ineinander greifende Biographien im Originalton, die miteinander verschmolzen sind, nach Harmonie ringen, diese aber trotz allem nur mühsam erreichen. Dafür sind Stahrs Probleme mit Frau und Kindern sowie sein nach der aufgegebenen „Lehrtätigkeit“ verändertes Tätigkeitsfeld als „freier Schriftsteller und Journalist“, was auf Lewalds Initiative zurückging, zu groß (s. S. 20, Anm. 12). Und sie dagegen bleibt bei aller Liebe, Zärtlichkeit, Sehnsucht und Hingabe dennoch einfach zu unabhängig und selbständig-pragmatisch.

Es beginnt chronologisch mit dem I. Kapitel von Ende Dezember 1849 bis Ende Februar 1850, als Fanny Lewald in Berlin, Adolf Stahr in Oldenburg unter der Überschrift „Festgefahren und in Sorge“ ihr Leben und Arbeiten verbrachten. Von Anfang März bis Mitte Mai 1850 von Kapitel II kann die Ortsangabe für beide um die gemeinsame Reise nach Bonn ergänzt und mit „Bücher und Reisepläne“ überschrieben werden. Von Mitte Mai bis Anfang August, also im Kapitel III, befindet sich Lewald, was als Erweiterung des Horizonts und literarische Anregung gedacht war sowie greifbare Früchte getragen hat, in London, Stahr in Oldenburg, eine Zeit in drei Abschnitten: „1. Londoner Stadterkundungen, Oldenburger Moorrauch“, „2. Unter Schriftstellern, Diplomaten und Revolutionären“ und „3. High life in London, Wende in Oldenburg“. Genauso sprechend wird der Fortgang von Trennung und Vereinigung des Liebespaares in geradezu europäischer Manifestation von Anfang August bis Anfang November 1850 als Kapitel IV geboten. Während Lewald in Schottland, Manchester und London ihre Reise fortsetzt, ist Stahr in Hannover und Bonn; beide reisen dann gemeinsam nach Paris, wobei die inhaltliche Beschreibung dieses Kapitels nur Lewalds Erlebnisse in den Blick zu nehmen vermag mit der Überschrift: „England und Schottland – Zweite Etappe: Edinburgh und das schottische Hochland“. Das V. Kapitel reicht von Anfang November bis zum Jahresende 1850. Beide sind wieder an den Anfang zurückgekehrt und weiterhin getrennt in ihren

verschiedenen Wohnsitzen Berlin bzw. Oldenburg. Die dramatische Überschrift lautet: „Das Glück schwebt auf der Nadelspitze“.

Die Briefe 1851 warten im VI. Kapitel zunächst mit ganzen vier Monaten auf, das von Jahresbeginn bis Ende April 1851 reicht. Lewald befindet sich in Berlin und Nischwitz – Stahr in Oldenburg und Bremen. Die beiden inhaltlichen Gliederungen lauten: „1. Die Krise“ und „2. Liebeshändel: Die Geschwister unter der Haube“. Auch das VII. Kapitel umfasst vier Monate, und zwar von Ende April bis Ende August und bietet den gemeinsamen Sommeraufenthalt in Weimar und Jena unter der ebenso hoffnungsvollen wie skeptischen Frage: „Eine neue Wirkungsstätte in Weimar?“ Fünf Monate sogar, von August bis Jahresende 1851, füllen das VIII. Kapitel, das seinerseits für Lewald mit Jena, für Stahr mit Oldenburg verknüpft ist und zwei Abschnitte enthält: „1. Romanzero, Romanpläne und die Anatomie des Menschen“ (über letztere erhält Lewald professionellen Unterricht) sowie „2. Der erste Schritt zum Ziel: Stahrs Pensionsbezüge werden festgesetzt“.

Der Briefwechsel des Jahres 1852 läutet schließlich das Ende dieses schriftlichen Ersatzes für eine große kollegiale und endlich am selben Ort erreichte persönliche Vereinigung ein. „Ach, der bloße Gedanke“, heißt es bei Lewald am 17.6., „dass eine Zeit kommen wird, in der dieser Briefwechsel endet, ist so süß! Gar nichts mehr schreiben, alles sagen zu können, in jedem Augenblick – u vollends auch nichts sagen, sondern den Arm um Deinen Nacken schlingen, u den Kopf an Deine Brust lehnen, oder Deinen geliebten Kopf in meinen Armen halten, auf ihn herniedersehen u ihn sanft küssen.“ (S. 829f.) Das klingt selbst nach einem in Gänze verflochtenen und einem weiteren viertel Jahr immer noch wie ein passendes Echo auf Stahrs oben zitiertes Hohelied der Liebe der beiden vom 23.3.1851 (S. 524). – Von Anfang Januar bis Anfang April 1852 kommen im IX. Kapitel die Briefe von Lewald aus Berlin, die von Stahr aus Oldenburg. Die beiden Gliederungen lauten: „1. Licht am Ende des Tunnels“ und „2. Abschied von Oldenburg“. Das letzte und X. Kapitel umfasst die Zeit von Anfang April bis Ende Juni 1852. Fanny Lewald lebt in Berlin, Adolf Stahr ist mit seiner Familie in Jena, was sich schwierig genug anlässt und vor allem die Loslösung aus der alten Umgebung erleichtern sollte. Wiederum beschreiben zwei Überschriften den hauptsächlichen Inhalt der Briefe: „1. Schwieriger Neubeginn“ und „2. Der Sendbote des Glücks – Alwin“. In der Tat hat Stahrs „Herzensalwin“ (S. 811) durch Lewalds Vermittlung und Fontanes Hilfe (S. 711) eine Lehrstelle in einer Berliner Drogerie erhalten, wohnt schließlich per Zufall bei der Mutter (in 2. Ehe namens Bargiel) von Clara Schumann geb. Wieck

(s. S. 717), was für die immer zu beobachtende Nähe der handelnden Personen spricht, und ist zum Glück auch für Fanny Lewald ein Balsam.

Wiederum sind, wie in den vorausgegangenen Bänden, die Briefe eine überwältigende Quelle für den freien Blick auf das gesamte Leben der beiden. Hier sollen nur wenige Linien nachgezeichnet oder ins Auge springende Beispiele gegeben werden. So verbleibt in der Liebessprache als eine mehrfach variierte Chiffre, weil offenbar der durchaus bewusste Unterschied nach Benennung verlangt, und zwar in auch später ständig wiederholter herkunftsbezogener, eingespielt-leichter Ironie, der deutsch-jüdische Grenzgang der beiden greifbar; Lewald spielt etwa auf Stahrs Wendung an („wie Du richtig sagst“): sie sei ein „armes Judenkind, u doch auch Dein gutes Kind“ (Lewald S. 23) oder sie stellt eben, wie er selber variiert, sein „einzig herzgeliebtes Judenkind“ (Stahr S. 68) dar. Immer wieder gibt es für diese Formel neue Variationen, die prinzipiell positiv gemeint sind und beispielsweise selbst mit der landläufig behaupteten jüdischen Geschäftstüchtigkeit verknüpft werden, wenn Lewald sich, oft mit Hilfe ihres Bruders Otto, auch um Stahrs finanzielle Dinge kümmert oder der Zusammenhalt gerade in jüdischen Familien beschworen wird, selbst wenn im Prinzip die Assimilation in einer christlichen Gesellschaft auf aufgeklärte Weise für die Mitglieder der Familie Lewald schon unaufhaltsam stattgefunden hat. Fanny ist dabei freilich über jegliche Religionsausübung erhaben und bezeichnet beispielsweise die notwendigerweise im Hause Stahl begangene Konfirmation der Tochter Anna, die „immer einen gründlichen Hass“ gegen sie gehabt habe, mit dem spöttischen Wort vom „ganzen albernem Firlefanz“. Das bedeutet allerdings keinesfalls, dass Lewald ‚verneint‘, „was die beiden Frauen“, sprich Mutter Marie und Tochter, ‚wünschen‘, und ihrerseits Stahr nicht ausdrücklich dazu rät, alles „von A bis Z zu Ende zu bringen“, was die Anschaffung passender Kleidung („das schwarze Kleid“ aus Seide) einschließt: „Also kaufe es nur, u kein schlechtes u tue es aus freiem Antrieb nicht auf meinen Rat, ich bitte Dich dringend darum“ (S. 76).

Wieder treten auch viele der Beziehungen, Freundschaften und Bekanntschaften in den Vordergrund, die das gemeinsame Erleben und Nachdenken prägen. Wegen Heine und vor allen Dingen wegen dessen *Romanzero* von 1851 kommt es zu Spannungen zwischen den beiden Briefpartnern, die auch möglichen Vorbehalten der jeweilig überkommenen Standpunkte entsprungen sein mögen, wobei Lewald als glühende Bewunderin Heines ihrem Geliebten wenigstens zum Teil, und sei es aufgrund der theologischen Revision durch die ‚Matratzengruft‘, Recht zu geben geneigt ist in dessen privater

Abneigung gegen den kranken, sehr indiskreten Dichter in Paris.⁴ Ihre eigene Solidarität mit dem leidenden Heine wird möglicherweise besonders aus den eben angesprochenen Herkunftserfahrungen gespeist und nicht nur, trotz geäußerter Skepsis gegen ihn, von ihrer größeren Souveränität gegenüber menschlichen Fehlern, wohl auch, weil sie sich inzwischen selber als bedeutende und anerkannte Autorin betrachten darf, und das sogar auf europäischem Parkett. Dagegen weiß Stahr unter den ablehnenden Rezensenten zumindest eine Ausnahme zu machen und die Gedichtsammlung in der *Kölnischen Zeitung* und in der *Berliner Nationalzeitung* öffentlich zu würdigen. Ihm steht zweifellos der 1840 bereits verstorbene Heine-Freund Immermann literarisch wie politisch sehr viel näher bzw. ist für eine Natur wie die seine einfach schätzenswerter.

Nicht zu vergessen die trotz des enormen Abstands fortbestehende Freundschaft mit Therese von Bacheracht, die ihr Glück nach damaliger, ja selbst noch heutiger Einschätzung am Ende der Welt, in Java, zu finden gehofft hat, und die stets aufflackernde mehr als kritische Distanz zum ehemaligen Liebhaber der treuen Freundin, nämlich Karl Gutzkow. Neue, man möchte sagen: für seine Verhältnisse sozusagen überbordende Verhältnisse haben sich interessanterweise gerade bei Stahr mit seinen gelegentlich hypochondrischen Zügen angebahnt, die nur schwer in die gemeinsame Liebe oder gar in eine schrankenlos erwartete Vertrauensseligkeit zu integrieren sind und zu manchen, wenn auch vorsichtigen Debatten Anlass geben. Dazu gehört seine ungemein freundschaftliche Begeisterung für den jungen Schriftsteller und Künstler Georg Spiller von Hauenschild (Max Waldau), der z. B. den Umschlag von Heines *Doktor Faust*-Ballettszenario nicht eben gelungen, sondern eher gewagt gestaltet hat. Gravierender die ziemlich eitle, sich geschmeicheltühlende und keineswegs durch außereheliche Verhältnisse ungeübte Anteilnahme an der ihn geradezu anbetenden, sich dabei bis in finanzielle Belange hinein einmischenden und obendrein blutjungen Bewunderin aus Bremen namens Lina Leidenroth, deren seelisches Gleichgewicht Fanny Lewald rechtzeitig unter Kontrolle zu bringen versucht. Für

4 Vgl. Gabriele Schneider und Renate Sternagel: Fanny Lewald und Adolf Stahr: Ein bisher unbekannter Blick auf Heine. Mit unveröffentlichten Dokumenten aus dem Nachlass Lewald-Stahr. In: Heine-Jahrbuch 53 (2014), S.99; über „Fanny Lewald und Heine. Sein Einfluß und seine Bedeutung im Spiegel ihrer Schriften“ hatte Gabriele Schneider bereits im Heine-Jahrbuch 33 (1994), S. 202-216 berichtet.

solches zeitgenössisches Hin und Her in offenbar besonders trostbedürftigen Zeiten bei einem offensichtlich nur wenig oder gar nichts aussparenden Briefwechsel, was ja in nachrückenden Zeiten gerade für ihn spricht, ist schon ein kurzer Blick in das Personenregister von größter Aussagekraft. Aber auch den Bildbeigaben kommt eine eigene Funktion zum besseren Verständnis und zur Vertiefung der biographischen Einblicke zu.

Der Erbprinz in Weimar hat zwar liebenswürdiges Interesse gezeigt, bildet aber keine berufliche Rettung. Franz Liszt bleibt bewundernswert, trotz der „katholisierenden Richtung“ (S. 685) – bei ihm können wenigstens beide Stahr-Töchter zur Klavierlehrerin reüssieren – und vermag genauso wenig eine Perspektive zu liefern, zumal seine Lebensgefährtin, die Fürstin Wittgenstein, schlichtweg verabscheut wird. Wie rührend, ja „zum Weinen“ (S. 39), dass die alternde Bettina von Arnim in ihrer Absonderlichkeit inmitten einer völlig ‚schmutzigen‘ Wohnung in den Blick von Lewald gerät. Oder wie nach Varnhagens und Ludmilla Assings Besuch bei ihr notiert wird, dieser sei wegen seiner schwankenden Wirkung auf andere „als ein unzuverlässiger Freund u ein unversöhnlicher Feind“ charakterisiert worden, was sich in Bezug auf den Theologen Schleiermacher erwiesen habe, „der es abgelehnt hatte, für Rahel die Leichenrede zu halten“ (S. 114); schließlich, so dürfen wir ergänzen, hatte der immerhin Taufe und Eheschließung Rahels vollzogen.

Woher nähmen wir all diese Feinheiten der durch den komplizierten Weltenlauf geisternden Gestalten des deutschen 19. Jahrhunderts, die als Forschungsgegenstände zu bewältigen sind, wenn nicht aus den Quellen, zumal aus so verehrungswürdig privaten Brief-Botschaften als Signale einer Symbiose, wie wir sie jetzt bei Lewald und Stahr dankbar ausschöpfen dürfen.

Joseph A. Kruse (Berlin)

Corinna Meinold: Der Fall als Schreibweise zwischen Literatur und Wissen. Normalisierung in Karl Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd“. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2016.

Wie „werden Normalisierung und Popularisierung von Wissen anhand von Fallgeschichten umgesetzt?“ (12) Mit dieser Ausgangsfrage befasst sich Corinna Meinold in ihrer im Jahr 2015 an der Ruhr-Universität Bochum angenommenen Dissertationsschrift. Als Forschungsgrundlage ihres Projektes dient die von Karl Gutzkow ab September 1852 wöchentlich